

Elfenzeit
Band 4

Susan Schwartz

Der Löwe von Venedig

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2007 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt
Redaktion: Sabine Kropp / Klaus N. Frick
Reihenkonzept: Susan Schwartz
Einbandgestaltung: **bitte entsprechend eintragen**
Titelbild: Dirk Schulz
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2007
Buch-Nr: **bitte entsprechend eintragen**
www.derclub.de

Prolog In Ketten

Die Welt war kalt und dunkel. Die einzigen Geräusche bildeten das Rasseln von Ketten und das gelegentliche Keuchen eines Wesens, das sich gegen die Gefangenschaft auflehnte und versuchte, sich zu befreien.

Ich lasse es nicht zu, dachte der Gefangene. *Niemand kann mich festhalten.*

Er lauschte dem Nachhall seiner Gedanken. Die Welt um ihn schwieg.

Als gäbe es nichts sonst, als wäre er das Zentrum allen Seins und das Sein nur in ihm und um ihn das Nichts. Der Anfang oder das Ende.

Der Gefangene zerrte an den Ketten. Es klirrte und schnarrte, und das klärte sein Bewusstsein.

Das Nichts hatte keine Stimme. Dort gab es keinen Laut.

Ich bin nicht allein. Da gibt es noch mehr.

Widerstand? Es gab Widerstand. Die Ketten waren an etwas befestigt, vielleicht einer Mauer. Mauern umschlossen einen Raum. Ein Raum musste gebaut werden, er entstand nicht von selbst.

Ich bin nicht allein, wiederholte der Gefangene.

Der Raum war fensterlos, deswegen war es dunkel. Wahrscheinlich war draußen eine lichte und blühende Welt, die nur auf ihn wartete. Die ihn mit Wärme empfangen würde.

Es gibt eine Welt mit Licht und Wärme, mit Leben

und Kraft. Es ist die Welt, in die ich gehöre. Dies hier ist nicht meine Welt. Es muss ein Kerker sein. Ich bin gefangen, in Ketten. Wenn ich zu lange hier verweile, werde ich meine Lebenskraft verlieren. Ich kann nicht in Lichtlosigkeit und Kälte existieren.

Für einen kurzen Augenblick empfand der Gefangene Erleichterung. In einem Kerker angekettet zu sein, bedeutete, dass ihn jemand hierhergeschafft hatte, zu irgendeinem Zweck. Daran war nichts Mysteriöses, Geheimnisvolles oder Magisches, das über seine Kräfte ging. Es war eine Herausforderung, der er gewachsen war. Auf Dauer gab es nichts, was ihn einsperren konnte. Alles, was greifbar war, konnte bezwungen werden. Aufgebrochen, zerrissen, zerstört. Nichts hatte ewigen Bestand. Für jeden Riegel gab es einen Öffner, für jedes Schloss einen Schlüssel, für jeden Knoten ein ... ein ... Schwert?

Ich habe kein Schwert, und diese Ketten sind stark. Ich brauche etwas anderes.

Der Gefangene mühte sich ab, sich von den Ketten zu befreien. Er versuchte herauszufinden, wie groß sein Kerker war. Er schrie gegen die Stille an, doch die Lichtlosigkeit verschluckte schnell jeden Laut, kaum dass die Lungen ihn ausgestoßen hatten. Kein Ton erreichte die Wände und erzeugte ein Echo.

Ist es so groß? Nein. Das kann ich nicht glauben. Das ist nicht ... logisch? Denke ich das richtig? Aber woran kann ich meine Logik festmachen? Ich brauche einen Bezugspunkt. Da sind die Ketten, sie sind befestigt. Doch ... ich erreiche keine Wand. Keinen Widerstand. Da gibt es nur den Boden. Kalt und hart. Stein, ja. Mit Rissen und Furchen und Rillen.

Konnte er aufstehen? Nein. Die Ketten ließen es nicht zu. Er versuchte zu kriechen, doch auch hier kam er nicht weit. Sein Hals, begriff er, und die Hand- und Fußgelenke waren gefesselt. Wie sollte er sich daraus befreien?

Mit dem richtigen Schlüssel. Der Gefängniswärter muss ihn haben. Er wird dir Nahrung bringen, denn wenn er dich töten wollte, hätte er es längst getan. Er will dich lebend. Er muss dich ernähren. Eines Tages muss er dir sagen, was er von dir will. Nichts geschieht ohne Grund.

Warum war er gefangen? Wie lange schon? Der Gefangene zerbrach sich den Kopf. Er wollte sich erinnern, wie er hierher gekommen war, was vorher geschehen war. Aber er fand nichts. Eine große Lücke befand sich dort, wo die Erinnerung an sein Leben hätte sein sollen. Er wusste nichts mehr über sich. Hatte keine Ahnung, was vorgefallen war.

Aber ich lebe. Und ich will am Leben bleiben. Nicht aufgeben. Nicht aufgeben!

Die Gedanken des Gefangenen drehten sich im Kreis. Manchmal war er so müde, dass er dahindämmerte, schlotternd in der Kälte auf dem steinigen Boden. Er war nicht richtig bei Bewusstsein, konnte seinen Zustand jedoch genau erfassen. Es gab keinen Schlaf, der Vergessen schenkte, kein Nichts, in dem Leid und Angst keinen Platz mehr fanden. Der Kerker aus Dunkelheit und Frost war allgegenwärtig.

Besitze ich nicht Magie? Ich glaube, das ist ein Teil von mir. Ich sollte sie einsetzen. Ja, das ist eine gute Möglichkeit. Dann bin ich umgehend frei. Schön, dass ich mich daran erinnert habe.

Doch nichts geschah.

Habe ich mich geirrt? Ist es eine Erinnerung, aber nicht meine? Oder nur ein Wunschtraum? Aber ... bin ich denn fähig zu träumen?

Vielleicht hatte der Gefangene vergessen, wie man Magie anwendete? Er hatte geglaubt, sich nur darauf konzentrieren zu müssen, dass er frei sein, die Ketten sprengen wollte, und dann würde irgendetwas aus ihm strömen. Aber nichts dergleichen traf zu. Die Ketten behielten ihn unerbittlich im Griff.

Du bist allein, wisperte eine boshafte Stimme in seinem Inneren. Er wusste nicht, woher sie kam. Sie ängstigte ihn, weil sie ihm fremd war und Dinge sagte, die nicht sein durften. Du bist gefangen, bis du nicht mehr von Nutzen bist. Dann bist du nur noch eine leere Hülle und wirst entsorgt. Mach dir keine Hoffnungen, es gibt kein Entrinnen. Du bist am Ende deines Weges angelangt. Doch tröste dich: Es wird nicht mehr lange dauern. Schließlich wirst du immer schneller verfallen und schwächer werden. Am Anfang dauert es noch etwas, bis es sich zusehends beschleunigt.

Ich ... ich bin nicht allein.

Ja, weil du denkst, dass ich bei dir bin. Aber ich bin nur Einbildung. Damit du dich nicht so einsam fühlst. Fatale Fehleinschätzung! Dass du mich hörst, ist schon das erste Anzeichen für den Verfall. Ab jetzt geht es nur noch abwärts, ohne Aussicht auf Entkommen, ohne einen Funken Hoffnung. Vorbei ist vorbei, da ist nichts zu machen.

Aber ich ... werde mich erinnern. Ich-werde-mich-erinnern!

Und dann?

Der Gefangene keuchte laut. »Niemand«, flüsterte er, und seine Stimme war nicht mehr als das Rascheln eines hauchdünnen trockenen Blattes, »niemand ist vergessen, solange er sich noch an sich selbst erinnert. Und solange ich nicht vergessen bin, werde ich auch existieren. Das ist meine Art. So bin ich.«

Du glaubst, die Erinnerung bringt dich hier raus?

»Sie wird mir Kraft geben. Ich werde mein Selbst wiederfinden und mir meiner Erinnerung bewusst sein. Ja. Ja, das wird mich befreien, früher oder später.«

Du wirst vorher sterben, Dummkopf, weil du schon viel zu schwach bist.

Der Gefangene zog die Knie an und schlang die
Arme darum. Das ließen die Ketten gerade noch zu.
Frierend und zitternd saß er in der Dunkelheit.

Ich werde mich erinnern.

Ich werde mich erinn...

Ich werde ...

1 Nach Venedig

Klack, klack, klackerklack.

»Was hast du jetzt wieder angestellt, Pirx?«

»Ich habe gar nichts gemacht!«

»Das sagst du immer.«

»Aber es ist wahr!«

»Seit wann spricht ein Elf die Wahrheit?«

»Ich schon! Grog kann's bestätigen!«

Nadja stieß einen knurrenden Laut aus, öffnete die Augen und drehte sich nach hinten. »Könnt ihr nicht *ein Mal* Ruhe geben? Andere Leute versuchen zu schlafen!«

Es klapperte immer noch. Ein Reifen? Nein. Klang eher nach Motorraum. Nicht gut.

Pirx schmolte. Sein rotes Mützchen hing verwegen seitlich an den Stacheln, und er hatte sich ein Taschentuch über ein Auge gebunden. Er hatte in einem Magazin Filmausschnitte aus »Fluch der Karibik« entdeckt und seitdem wollte er ein Pirat sein. Vor allem Captain Jack Sparrow fand er »coool«, wie er sich an die moderne Menschengesprache angepasst ausdrückte.

»Ich hab mich überhaupt nicht gerührt!«, verteidigte er sich. Mit dünnem Zeigefinger tippte er auf Grog's Kopf, der auf seinem Schoß lag, aus geöffnetem Mund schnarchend; seine Kartoffelnase vibrierte dabei leicht. »Das geht nämlich gar nicht, der haarige Kerl ist so schwer.«

Rian verschränkte die Arme vor der Brust und funkelte den Pixie misstrauisch an. »Ein bisschen mehr

Respekt vor dem ehrwürdigen Alten!«, zischte sie Pirx an.

»Er schläft aber ziemlich viel, findest du nicht?«

»Lass ihn. Er spart Kräfte. Wer weiß, wie viel Zeit ihm noch bleibt.«

Pirx zog die dünnen Lippen betroffen nach unten. »Tut mir leid«, piepste er. Behutsam glättete er die dichten, langen Haare des alten Kobolds. »Ich vergesse immer wieder, dass wir nicht mehr ... du weißt schon. Das Zeit-Dings.« Er schien es nicht aussprechen zu wollen, als könnte das womöglich einen Fluch auslösen. Elfen waren sehr abergläubisch, wie Nadja inzwischen wusste, und das nicht ohne Grund.

»Dass wir sterblich sind«, vollendete die Elfenprinzessin leise. »Ich wünschte, auch ich könnte es vergessen.«

Das Klappern wurde lauter und klang jetzt nach *klonk, klonk, klonkerdonk*.

Nadja richtete den Blick alarmiert auf ihren Vater, der am Steuer saß. »Was könnte das Klappern bedeuten?«

Fabio Oreso lachte. »Was bist du so nervös, Nadja? Das Auto fällt deswegen nicht gleich auseinander. Es ist genau wie wir: Es hustet, niest und ächzt, aber es bewegt sich weiter.«

»Ich sehe eben überall nur noch Bedrohungen – und nicht zu Unrecht, oder?« Nadja setzte sich wieder aufrecht hin und schaute auf die Autobahn. Der Kampf am Quell der Nibelungen, bei dem sie David verloren hatten, lag noch nicht lange zurück. Obwohl Nadja inzwischen geglaubt hatte, sich an magische Wunder gewöhnt zu haben, war sie doch überrascht gewesen zu erfahren, dass Alberich, der berühmteste Nibelunge, tatsächlich gelebt hatte. Wo er jetzt war, nachdem er dem Getreuen entkommen konnte, mochten die Götter wissen. Nadja wollte es jedenfalls nicht wissen, nach all dem, was Rian über den Ränkeschmied erzählt hatte.

Was ist aus meiner Welt geworden, dachte Nadja. Manche Menschen träumten von dem Abenteuer, das sie gerade erlebte. Einerseits war es ja auch faszinierend. Zu erfahren, dass die Elfenwelt nicht nur Legende war, sondern tatsächlich quasi *nebenan* existierte, war etwas Einzigartiges. Die Entdeckung fremden Lebens, das noch dazu nicht außerirdisch war. Nadja war inzwischen überzeugt, dass die meisten nicht nachweislich gefälschten UFO-Sichtungen auf Streiche der Elfen zurückgingen oder auf ein kurzes Schauspiel von ihnen in der Menschenwelt. Leuchterscheinungen waren ihre Spezialität; manchen, wie Rian und David, haftete ein überirdischer Schimmer wie eine Aura an.

In den vergangenen Wochen hatte Nadja mehr erlebt als andere während ihres ganzen Daseins. Doch was sie daran so sehr beunruhigte, waren die Begleitumstände. Es handelte sich nicht um einen Freundschaftsbesuch der Elfen. Stattdessen waren sie auf der Suche nach dem Quell der Unsterblichkeit, weil die Zeit Einzug gehalten hatte in der Anderswelt, der Heimat von David, Rian und ihresgleichen. Die Elfen waren nun sterblich wie die Menschen, nur mit einem Unterschied: Sie besaßen keine Seelen. Wenn sie eines natürlichen Alterstodes starben, würde sich kein Schatten in Annuyn festigen und dort eine Halbexistenz führen. Die Elfen würden einfach vergehen, als hätte es sie nie gegeben. Wahrscheinlich würde sogar die Erinnerung an sie mit ihnen erlöschen.

Noch hatten sie keine Beweise, aber die Vermutung lag nahe, dass alle Elfen davon betroffen waren, nicht nur die Sippe der Crain. Ein gegenseitiger Austausch war nicht möglich, da den Crain nur noch ein einziges Tor offenstand – das in die Menschenwelt.

Und diese Tatsache ließ die Abenteuer in einem anderen Licht erscheinen. Sie bürdete Nadja Verantwortung auf, den elfischen Freunden zur Seite zu

stehen, damit sie ihr Ziel erreichten. Denn wie sollte sie das schaffen? Könnte sie es verkraften, wenn es nicht gelang? Nadja würde sich immer schuldig fühlen, auch wenn sie wusste, dass das die falsche Einstellung war. Es änderte nichts.

Nadja fühlte sich bereits jetzt schuldig. David war während ihres letzten Kampfes verschwunden, durch ein Baumportal. Anhand der kurzen Vision, die Nadja bei seinem unfreiwilligen Durchgang durchzuckt hatte, war anzunehmen, dass der Prinz in Venedig gelandet war. Aber warum gab das Cairdeas, das elfische Freundschaftsarmband an Nadjas Handgelenk, keinen Mucks von sich? Die Elfen hatten Nadja und Robert dieses ganz persönliche Stück ihres Selbst überreicht, damit die Menschen immer wussten, wenn einer von ihnen in Gefahr war. Aber diese Bänder hatten ihre Tücken. In York hatte Robert mit ihnen einen ganz persönlichen Albtraum in der Vergangenheit durchlebt, in den Tagen von Guy Fawkes. Und David gab kein Zeichen von sich.

Nein, er konnte nicht tot sein. Das würde Rian wissen. Die Zwillinge standen sich so nahe, dass sie selbst auf weite Entfernung spürten, ob der andere noch am Leben war.

Nadja gab sich die Schuld an Davids Verschwinden, weil sie zu spät in Worms angekommen war und sich von Darby O’Gill, diesem rothaarigen Verführer, hatte überrumpeln lassen. So viele Dummheiten wie in den vergangenen Tagen hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nicht begangen.

So sah es aus. Man betrachtete immer nur die positiven Aspekte eines Abenteuers und verdrängte gern, dass es meist mehr kostete, als es Gewinn brachte. Ohne Opfer ging es nur in Ausnahmefällen. Und Nadja wollte nicht, dass David schon das erste Opfer war. Sie wollte die Ausnahme sein.

Sonst ging sie Schwierigkeiten immer aus dem Weg, konzentrierte sich auf das Positive und schob

alles andere von sich. Jahrelang war sie damit gut gefahren. Und nun schien sich das zu rächen und alles, vor dem sie sich stets gedrückt hatte, sie auf einmal einzuholen. Was die Elfen betraf, konnte Nadja nicht mehr aussteigen. Sie war verpflichtet.

Ausgerechnet ich, dachte sie wehmütig. Fast böse sah sie ihren Vater an, der den Alfa ruhig über die Autobahn steuerte. Sein Blick war konzentriert, die Haltung aber völlig entspannt. Fabio Oreso hatte ihr beigebracht, das Leben nicht zu schwer zu nehmen. Mit nur einem Elternteil aufzuwachsen, war nicht einfach. Nun aber zufällig, geradezu nebenbei zu erfahren, dass Nadjas verstorbene Mutter venezianische Wurzeln hatte, war schon ein ziemlich starkes Stück. Fabio weigerte sich seit jeher, über Nadjas Mutter zu reden. Das hatte schon soweit geführt, dass Nadja einmal ein halbes Jahr nicht mit ihm gesprochen hatte. Kurz nach dem Abitur, bevor sie die Journalistenausbildung angefangen hatte.

Den Vater hatte das schwer getroffen, und sie wusste, dass er sehr gelitten hatte. Aber trotzdem hatte er weiterhin geschwiegen. *Warum?* Das war die häufigste aller Fragen, und Nadja hasste sie mehr als alles andere auf der Welt, wenn sie sie selbst betraf. Die Journalistin liebte ihren Vater, aber seine Geheimniskrämerei würde sie ihm nie verzeihen. Sie blieb ein ewiger Streitpunkt zwischen ihnen, und Nadja würde ihr ganzes Leben lang keine Nachsicht üben. Nicht in diesem Fall.

Klapperklonkklack.

»Papa!«, sagte Nadja scharf und funkelte den Vater an.

»Ist ja gut«, meinte er gutmütig. »In fünf Kilometern kommt eine Raststätte, siehst du das Schild? Dort machen wir eine Pause, und ich lasse den Wagen anschauen.«

»Pause?«, erklang Rians klare Stimme von hinten begeistert. »O ja, ich will einen Espresso!«

»Und ich möchte Orangensaft, frisch gepresst!«, krächte Pirx und weckte Grog durch sein Zappeln.

»Una spremuta, per favore!«

»Ihr kennt euch ja gut aus«, murmelte Nadja.

»Hat Fabio uns beigebracht!«, erklärte Pirx stolz.

»Und Grog wusste auch einiges!«

Nadja biss sich auf die Unterlippe und blickte starr geradeaus. Sie fühlte sich nicht zum ersten Mal ausgeschlossen. Fabio und die Elfen verstanden sich prächtig. Nadja war nicht immer dabei, wenn sie scherzten und lachten, und den Crashkurs »Leben auf italienisch« hatte sie auch verpasst.

»Alles in Ordnung, Nadja?«, fragte Fabio.

»Sicher.« Nadja spielte mit ihrem Handy. »Ich werde Robert anrufen, wenn wir Pause machen.«

»Du solltest dir nicht zu viele Sorgen um ihn machen.«

»Ich weiß. Aber wir arbeiten schon so lange zusammen, verbringen fast jeden Tag miteinander. So kenne ich ihn einfach nicht.«

Peter Halmstedt, der Redakteur ihres gemeinsamen Magazins, war nicht begeistert gewesen, als Nadja und Robert ihn bei einem persönlichen Termin um eine vierwöchige Auszeit gebeten hatten. Aber als Nadja versprach, einen kleinen Artikel mit eigenen Fotos über Venedig zu machen, und Robert etwas über die Pubkultur in York ankündigte – nach den schrecklichen Vorfällen des fünften November –, und das alles auf eigene Spesen, gab er schließlich nach.

Nadja war fast ein wenig enttäuscht gewesen. Mit einer Ablehnung hätte der Redakteur ihr die Verantwortung für die Elfen nämlich abnehmen können. Ein Job ging nun einmal vor. Anders als Elfen mussten Menschen ihren Lebensunterhalt durch Lohnarbeit bestreiten. Dafür hätten die Elfen Verständnis zeigen müssen, Nadja hätte sich elegant abgeseilt und wäre zu ihrem normalen Leben zurückgekehrt.

Völliger Blödsinn, was du dir einzureden versuchst,

dachte Nadja, und schüttelte innerlich den Kopf. *Sie sind doch schon deine Freunde. Du würdest David nie im Stich lassen. Und Fabio hätte sich sowieso nicht mehr davon abbringen lassen, mit den dreien nach Venedig zu fahren. Schließlich haben wir dort eine Villa. Oder ein Haus auf Stelzen, was auch immer.*

Schon gut. Sie hatte ja nur einen winzigen Augenblick lang über eine kleine Alternative nachgedacht. Das musste doch auch sich selbst gegenüber erlaubt sein, oder?

»Ich kann deine Gedanken hören!« Pirx kicherte hinter ihr. »Ping-Pong-Ping-Pong-Klingeling.«

»Quatsch«, knurrte Nadja ertappt. Elfen konnten nicht Gedanken lesen. Oder?

»Rattert wie eine ausgeleierte Gebetsmühle«, äußerte der alte Grogoch. »Steine prasseln wie eine Lawine herab.«

Fabio setzte derweil den Blinker und bog bald darauf in die Ausfahrt zur Raststätte ab. Nadja atmete erleichtert auf. Als der Wagen vor der Tankstelle hielt, drehte sie sich um. »Kann ich ein paar Augenblicke ohne euch Nervensägen verbringen? Ich wäre äußerst dankbar, einfach frische Luft schnappen zu können, ohne dass wir über den Kau oder den Getreuen stolpern oder dass Pirx einen Streich spielt.« Ohne eine Antwort abzuwarten, löste sie den Sicherheitsgurt und stieg aus. Nadja hörte gedämpft »Hui, was hat die denn für 'ne Laune« von Pirx. Die weiteren Worte wurden von der zuschlagenden Tür abgeschnitten.

Nadja steckte die Hände in die Jackentasche und stapfte den Kiesweg zu der kleinen Grünanlage hinauf. Sie vermisste Robert in diesem Moment schmerzlich, weil sie niemanden zum Reden und vor allem zum Kommentieren hatte. Eine jahrelange Gewohnheit konnte man nur schwer ablegen. Als sie sich kurz umblickte, sah sie ihren Vater gestenreich mit

einem blonden Mann im Mechanikeranzug diskutieren. Immerhin schien er sich um den Wagen zu kümmern. Die Elfen hatten den Alfa verlassen und gingen neugierig auf die Raststätte zu. Grog wirkte verschlafen und wackelte müde dahin. Rian zog die Blicke der meisten Männer und vieler Frauen auf sich, allerdings nur flüchtig. Wie ein Schatten, der vorüberzog, wischten sich die Menschen kurz über die Augen und gingen dann weiter. Pirx winkte ihr zu, als er Nadjas Blick auffing, doch sie wandte sich ab.

Die junge Frau zückte das Handy und rief Robert an, doch es wurde »nicht erreichbar« gemeldet. Die Mailbox hatte er natürlich nicht aktiviert. Wütend tippte sie eine SMS: *Ruf mich an!*, und setzte dann den Weg mit hochgezogenen Schultern fort. Die dünne Jacke war doch nicht ganz ausreichend zu dieser Jahreszeit.

Ein kühler Wind wehte; kein Wunder, der November war ein gutes Stück vorangeschritten und machte auch jenseits der Alpen nicht halt. Die zurechtgestutzten Bäume waren kahl, der kurz gehaltene Rasen hatte einen bräunlichen Ton angenommen. Kinder spielten Fangen auf dem kleinen Spielplatz, Hunde wurden Gassi geführt. Tankstelle und Parkplatz waren etwa zur Hälfte besetzt, und die Leute hatten alle denselben geschäftigen Gesichtsausdruck. Sie wollten etwas essen, zur Toilette, ein paar wichtige Entspannungsübungen machen und vor allem einer Horde Busreisender ausweichen, die wie ein Rudel Hyänen aus ihrem kaum zum Stehen gekommenen schwankenden Gefährt stürmten. Ohne nach links oder rechts zu schauen, strömten sie im dichten Pulk auf die Raststätte zu. Rücksichtslos verscheuchten sie jeden, der im Weg war, als würden sie ihr eigenes Reich betreten, das sie soeben gekauft hatten und nun besichtigen wollten.

Rian stand am Rand des Weges; sie war dieser Stampede gerade noch ausgewichen, bevor sie nie-

dergetrampelt wurde, und sah staunend zu. Sicher hatte sie eine derartige Massenbewegung noch nie erlebt. Das Gesetz der Wildnis, Herdenflucht und Jagdtrieb trafen hier auf Gehwagen, Stock und Krücken. Bunte Hüte wogten auf nickenden Häuptern, die Farben des Herbstes waren Grau, Beige und Hellbraun. Krumme Beine in ausgetretenen Halbschuhen, schlecht rasierte Männer und Frauen mit dünnem Haar auf dem Kopf und um die runzligen Lippen. Eine schnatternde Schar Gänse, die selbst das lärmende Rauschen der Autobahn übertönte.

Als Nadja Pirx entdeckte, der zwischen den Busreisenden umherlief, drehte sie sich schnell um und ging hastig weiter. Und schon war es soweit. Sie ignorierte den dissonanten Aufschrei inmitten des Quakens hinter ihr. Nein, sie gehörte nicht dazu, sie hatte nichts damit zu tun, zumindest nicht in diesem Moment. *Das sind meine Freunde, und es gibt keine Entschuldigung für sie.* Bestimmt hatte niemand mitbekommen, aus welchem Auto Nadja gestiegen war. Also ging es sie nichts an, was hinter ihr passierte, wirklich und wahrhaftig nicht. Sollte Fabio sich darum kümmern, der sich doch so ausgezeichnet mit den Elfen verstand. Sie hatte ihnen oft genug gesagt, dass man Menschen keine Streiche spielte. Wenn niemand auf Nadja hörte, lag es nicht in ihrer Verantwortung, falls wieder einmal Chaos ausbrach. Sie war gewiss nicht die Erziehungsberechtigte von Pirx.

Nadja umrundete einmal den Grünstreifen. Fern vom Spielplatz und der Raststätte war nicht mehr viel los, nur zwei Picknicktische waren belegt, und am Rand ging ein Mann mit seinem Dackel spazieren. An einem der Tische saß ein Mann allein; er hatte nichts zu essen oder zu trinken dabei.

Im Vorübergehen betrachtete sie ihn flüchtig. Er

mochte in ihrem Alter sein. Die dichten blonden Haare waren nackenlang geschnitten und wollten nicht recht in Form bleiben, was ihm auf charmante Weise einen jugenhaften Ausdruck verlieh. Seine hellblauen Augen waren lebhaft, das Gesicht glatt. Er gefiel Nadja auf Anhieb, wirkte sympathisch und offen ... und dann stutzte sie. Zuerst wollte sie weitergehen, zögerte aber. Schließlich sprach sie ihn an.

»Verzeihung, sind wir uns schon mal begegnet?« Sie hoffte, dass er es nicht als platte Anmache auffasste. Hier mitten auf der Autobahn, an einer Raststätte, war das schon ein merkwürdiger Auftakt zu einem Gespräch. Doch es beschäftigte sie zu sehr, sie musste es wissen. Nadja hatte ihn auf Deutsch angesprochen. Wenn er sie nicht verstand, war die Sache geklärt.

Der Mann musterte sie prüfend und lächelte leicht. »Schon möglich. Ich komme viel herum.«

»Aber Sie kennen mich nicht?«

»Bedaure. Jemanden wie Sie würde ich kaum vergessen.«

Die Retourkutsche – geschah ihr recht. »Dann entschuldigen Sie bitte«, sagte sie lächelnd. »Noch eine gute Reise.«

Sie war ein paar Schritte weit gekommen, als er hinterherrief: »An wen habe ich Sie denn erinnert?«

Einfach weitergehen, mahnte eine Stimme in ihr. Er hat es für eine Anmache gehalten, und jetzt will er deine Telefonnummer. Aber dafür hast du keine Zeit, auch wenn er dir gefällt.

Abrupt blieb sie stehen und drehte sich zu ihm um. Wie unter Zwang. »An einen Jugendfreund«, hörte sie sich zu ihrer eigenen Verwunderung antworten. »Wir begegneten uns in der fünften Klasse im Gymnasium und waren bis zum Abitur Freunde. Sein Name war Peter Steinmann.«

»Was wurde aus ihm?«

»Wir haben uns aus den Augen verloren. Er ging einfach weg. Von zu Hause, ich glaube, auch aus der Stadt. Ohne Abschied.«

Der Mann stand auf und ging zwei Schritte auf sie zu. Er mochte annähernd einsneunzig groß sein und war athletisch gebaut. Seine Lederjacke war offen; straffe Bauchmuskeln drückten sich durch das Shirt.

»Damit hat er Sie verletzt.«

Nadja nickte. »Ja, sehr.«

»Hatten Sie gemeinsame Pläne geschmiedet?«

»Allerdings.«

Warum erzählte sie dem Mann das alles? Es ging ihn doch überhaupt nichts an. Außerdem hatte sie schon lange nicht mehr an Peter gedacht. Er hatte für sie keine Bedeutung mehr.

Aber so könnte Peter heute wirklich aussehen, mit kürzeren Haaren, ein bisschen älter ... zum Verwechseln ähnlich. Verdammt gut aussehend. Nadja war verwirrt und verunsichert. Unterschwellig hatte sie das Gefühl, als wollte der Mann etwas von ihr wissen, obwohl er scheinbar nur Konversation machte. Sie sollte sich dagegen wehren. Doch immer wieder wurden ihre Gedanken von dem abgelenkt, was ihre Augen erblickten.

Er zog die Lippen in die Breite. »Verzeihen Sie meine Neugier. Zu meinem Bedauern bin ich nicht Ihr Freund. Aber es ist seltsam: Wenn man für jemand anderen gehalten wird, interessiert man sich sogleich für dessen Leben. Es ist mir allerdings ein Rätsel, wie er Sie verlassen konnte.«

Aha, also doch das übliche Spiel. Aber darauf würde sie sich nicht einlassen, und wenn es noch so sehr kribbelte. Nadja winkte ab. »Er ging einfach. Vielleicht war er plötzlich frei und traf eine Entscheidung, über die er vorher nie nachgedacht hatte.«

»So wie Sie, nachdem er fort war.«

»Ja.«

»Dafür sollten Sie dankbar sein. Solche Gelegenheiten gibt es nicht oft«, sagte der Mann.

Nadja lachte. »Öfter, als Sie glauben, wenn man bereit ist, die Verantwortung dafür zu übernehmen.« Sie hob grüßend die Hand. »Ich muss jetzt zurück. Nochmals gute Reise.«

»Ja, Ihnen auch.« Er lächelte sie an, fast auffordernd. Als sie sich zum Gehen wandte, fragte er schnell: »Bestünde die Möglichkeit, Sie wiederzusehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich denke nicht. Trotzdem danke für die Unterhaltung.« Für einen kurzen Moment glaubte sie, dass sich in seinem Gesicht etwas veränderte, und sie hatte das irritierende Gefühl, dass seine Augen unnatürlich aufblitzten.

Venedig, hallte es in ihrem Kopf. *Venedig, Venedig*. Nadja schritt eilig aus. Sie widerstand der Versuchung, sich umzudrehen. Der Mann könnte es sonst als Aufforderung verstehen, die Bekanntschaft fortzusetzen. Und das wollte sie ganz gewiss nicht. Ihr Leben war schon kompliziert genug.

Nadja wagte sich zur Raststätte zurück. Die Busreisenden waren schon wieder im Begriff einzusteigen. Jetzt könnte sie einen Espresso trinken, bevor der nächste Massentransporter eintraf.

Der rote Alfa stand in der Nähe des Eingangs auf dem Parkplatz, von Fabio oder den Elfen keine Spur. Also hatte Nadja noch Zeit.

Wie in jeder italienischen Raststätte gab es eine kleine Kaffeebar, und Nadja ließ sich den verlockenden Duft um ihre Nase wehen, als sie eintrat. Drei Italiener hielten sich hier auf, lebhaft und gestreich in eine Diskussion vertieft. Rian und Fabio standen an der anderen Seite der Theke und unterhielten sich ebenfalls angeregt, was Nadja wiederum einen kleinen Stich versetzte.

Die beiden wirkten im Umgang miteinander sehr vertraut, als würden sie sich lange kennen. Kleine Gesten verrieten es; die Art, wie Fabio flüchtig Rians Arm berührte, und ihre Kopfhaltung, ihm leicht zugeeignet. So unterhielten sich keine Leute, die sich gerade ein paar Tage kannten und zwei verschiedenen Welten und Altersgruppen entstammten. Körpersprache log nicht, nicht einmal die von Elfen. Nadja hatte gelernt, sehr genau darauf zu achten, wenn sie jemanden interviewte, um Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Vielleicht war sie zu empfindlich und reagierte übertrieben. Im Grunde ging es sie auch nichts an. Aber sie war ihrem Beruf zu sehr verhaftet, um einfach darüber hinweggehen zu können. Ihr Spürsinn sagte ihr, dass da ein Geheimnis lag, das gelüftet werden musste. Und, *ja*, sie war eifersüchtig.

Etwas abseits der Kaffeetheke, bei den Regalen mit den Ladenhütern, stand Pirx unbeobachtet hinter einer Säule und schlürfte seinen frisch gepressten Orangensaft aus einem Pappbecher. Grog stand neben ihm und verspeiste ein Brioche, die leckere italienische Variante des Butterhörnchens. Unwillkürlich war Nadja gerührt.

Der Spaziergang und die kleine Unterhaltung mit einem sympathischen Fremden hatte ihren Verstand gelüftet und sie versöhnlicher gestimmt. Herzliche Zuneigung zu den beiden haarigen Koboldwesen stieg in ihr auf.

Der alte Grogoch mit seinem freundlichen Kartoffelgesicht, und der pfiffige kleine Igel mit der roten Mütze und den lebhaften Knopfaugen waren etwas Besonderes. Am liebsten hätte Nadja sie auf der Stelle gepackt und geknuddelt, was die beiden vermutlich ziemlich erschreckt hätte. Und die restlichen Besucher der Raststätte hätten sich gefragt, warum die im Grunde normal aussehende Frau Luft umarmte.

Ganz selbstverständlich drängelte sich Nadja zwischen Fabio und Rian und bestellte sich einen Espresso. »Alles erledigt?«, fragte sie und blickte ihren Vater an.

Fabio nickte. »Eine Aufhängung am Auspuff war abgerissen, aber es ist schon repariert.«

»Wie kann das passieren? Auf der Autobahn gibt es keine tiefen Schlaglöcher, wo man hängen bleibt.«

»Vielleicht war sie schon länger locker. Alles andere ist in Ordnung, du brauchst dir also keine Gedanken zu machen. Keine Bremsschläuche beschädigt, die Lenkung ist unversehrt, und getankt habe ich auch.«

»Dann hat er vielleicht unsere Spur noch nicht aufgenommen«, murmelte Nadja.

»Von wem sprichst du?«, wollte Rian wissen.

»Dem Getreuen.« Gegen ihren Willen zischte Nadja. »Er ist überall und immer auf unserer Spur! Wir dürfen ihn nicht unterschätzen. Ich habe gesehen, wie er gegen Alberich gekämpft hat. Und deiner Erzählung nach ist der alte Nibelunge kaum zu vernichten. Wahrscheinlich gibt es niemanden, der es mit dem ver mummt Kerl aufnehmen kann.«

»Es gibt immer jemanden«, behauptete Fabio mit beruhigender Stimme.

In Nadjas bernsteinfarbene Augen trat ein böser Funke. »Für ihn nicht«, erwiderte sie.

»Was macht dich so sicher?«, fragte Rian.

»Ich weiß es eben.« Und genau das beunruhigte Nadja zutiefst. Sie *wusste* es wirklich, tief in ihrem Inneren, ohne es erklären zu können. Der Getreue war mehr als ein Elf. Ein uraltes Wesen. Möglicherweise hatte er Nadja dieses Gefühl selbst eingegeben, um ihr Angst einzujagen. Auf alle Fälle hatte er damit Erfolg. Nadja konnte sich nur mit Mühe beherrschen, sich ihre Furcht nicht anmerken zu lassen, wenn sie an den Getreuen dachte. Diese furchtbare

Kälte, die mit der Erscheinung des Verhüllten einherging, die alles Leben auslöschte. Nackt in der Arktis ausgesetzt zu werden, konnte nicht schrecklicher sein. Wahrscheinlich kam nicht einmal der absolute Nullpunkt dem nahe. Oder die Kälte des Alls.

Leise fügte sie hinzu: »Vielleicht ist er der Ursprung der Legende vom Schwarzen Mann. Würde mich nicht wundern.«

Der Getreue saugte alles aus einem heraus, Lebenswillen, Freude und Kraft.

»Lass dich nicht zu sehr davon beherrschen«, mahnte Rian. »Genau damit arbeiten die Dunklen: Sie rufen sich dir ständig in Erinnerung, damit du dich niemals sicher fühlst.«

Und genau das werde ich nicht zulassen, dachte Nadja, plötzlich angespornt. Ich habe ein Ziel. Wir werden David finden, dann werden wir nach dem Quell weitersuchen, und wenn es mich alles kostet. Niemals werde ich zulassen, dass der Getreue die Oberhand gewinnt!

Sie zuckte zusammen, als ihr Vater sie zärtlich ins Ohr kniff. Das tat er schon seit ihrer Kindheit, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, gleichzeitig vermittelte es so etwas wie ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Sie waren zwar nur eine kleine Familie von zwei Personen, aber die Bezeichnung traf trotzdem auf sie zu.

»Deine Augen funkeln, Fiorellina«, sagte Fabio. »Ti conosco, ich kenne dich. Du hast soeben eine Entscheidung gefällt. Derjenige, den es betrifft, sollte sich warm anziehen.«

Da musste Nadja lachen. »Fahren wir endlich weiter, sonst kommen wir nie an.«

Beim Hinausgehen fiel ihr auf, wie ungewöhnlich schweigsam und distanziert Rian auf einmal war. Hatte es damit zu tun, dass Nadja sich dazwischengedrängt und die Unterhaltung mit Fabio unterbro-

chen hatte? Oder hatte Nadjas vorherige schlechte Laune auf sie abgefärbt?

»Was war das vorhin auf dem Parkplatz mit den Busleuten?«, fragte sie unverfänglich.

»Oh, nichts weiter«, antwortete Rian. »Ein Stock ist auf dem Fuß von Pirx gelandet, und das hat er ziemlich übel genommen. Verständlich, oder?«

»Nun, der Mensch konnte ihn schließlich nicht sehen.«

»Ach, dann waren die anderen Leute wohl auch unsichtbar, die diese Alten einfach weggeschubst haben? Nicht zu fassen, wie Menschen sich benehmen, sobald sie ein Rudel gebildet haben. Als gehörte ihnen die ganze Welt.«

»So ist es gewissermaßen ja auch«, versetzte Nadja. »Ihr seid schließlich gegangen.«

Rian presste die Lippen zusammen.

Zwischenspiel

Der Kerker

Nichts veränderte sich. Alles blieb gleich. Die Lichtlosigkeit. Ab und zu das Rasseln einer Kette bei einer kurzen Bewegung von Arm oder Bein.

Immerhin, dachte der Gefangene, weiß ich noch, dass ich Arme und Beine habe. Früher bin ich aufrecht gegangen. Ich glaube, das schaffe ich jetzt nicht mehr. Alles wird aus mir gesaugt. Mein Wille genauso wie meine Lebenskraft. Ich verliere mich immer mehr. Ob ich mich je wieder erinnern werde? Und ist das, was mich erwartet, der Tod?

Seltsam. Ich dachte immer, ich könnte nicht sterben. Zumindest erinnere ich mich an diesen Gedanken. Was bedeutet das wohl, der Tod? Ich weiß na-

türlich, dass mein Körper aufhört zu atmen, kein Blut mehr durch die Adern kreist. Der stoffliche Leib wird starr und kalt, und da gibt es keinen Platz mehr für meinen Geist. Was aber ist mein Geist? Diese müden Gedanken, die sich immer im Kreis drehen? Fehlende Erinnerung? Wird mein Geist zersterben wie aufgewirbelte Asche aus einem Feuerloch, wenn mein Körper ihm keine Heimstatt mehr ist? Wird er sich auflösen?

Habe ich Angst? Muss ich Furcht empfinden?

Etwas verlässt mich, Tropfen für Tropfen, ich kann es fühlen.

Der Gefangene tastete sich ab, um die Wunde zu finden, aus der sein Leben rann, doch seine Finger waren taub. Und es schien überall nur Ketten zu geben, die sich enger um ihn zogen, sobald er sie berührte oder sich zu heftig bewegte.

Allmählich sickerte Resignation in seine Gedanken. War er der alleinige Mittelpunkt des dunklen Universums, das ihn umgab? Der Gefangene wusste nicht einmal mehr sicher, ob er tatsächlich festen Boden unter sich fühlte oder sich dies nur einbildete. Eine Erinnerung, mit der er nichts mehr anfangen konnte. Jedoch die Ketten waren wirklich, die nach seinem Lebenssaft lechzten und ihn ausaugten. Wo sie endeten, woran sie befestigt waren, vermochte der Gefangene nicht zu sagen.

Aber das müssen sie doch, oder? Irgendwo befestigt sein. Einen Anfang nehmen. Oder ein Ende, wenn ich der Anfang bin. Wenn mich etwas festhält, muss es auch eine Befestigung geben. Ich sollte es herausfinden.

Es war ein Ziel. Etwas, woran er sich festklammern konnte, bevor nichts mehr von ihm übrig war.

Solange ich mich erinnere, solange ich noch irgendetwas weiß, werde ich existieren. Ich bin das Universum, und das Universum ist ich. Es ist nicht

*der Anfang, aber auch noch lange nicht das Ende.
Ich werde mich an den Ketten entlanghangeln, so-
lange, bis ich zu meinen Erinnerungen zurückgefun-
den habe.*

Ich bin ... und ich werde sein.

Ich werde mich erinnern.

Und dann bin ich frei.

2 Das Haus der Oresos

Das Schild wies auf die Abfahrt »Padova-Ovest« hin. Von hier aus waren es nur noch gut fünfzig Kilometer bis Venedig. Nadja verspürte aufgeregte Erwartung, denn sie war zum ersten Mal hier. Ja, sie hatte die legendäre Stadt des Todes noch nie besucht. Kaum vorstellbar!

»Was ist Venedig?«, fragte Pirx, der nicht minder aufgeregt schien. Der Pixie hopste auf dem Rücksitz auf und ab und schaute angestrengt nach draußen. Die Sonne schien, die Luft war sehr klar und der Alfa schnurrte zufrieden über den Asphalt seiner Heimat. Auf der linken Seite zog sich im Norden das gezackte Band der Alpen den Horizont entlang. Rechts lag die Poebene, darin eingebettet die Stadt Padua mit ihrem zauberhaften Flair von Altertum und Moderne, Einkaufsparadies und gelassenem Kaffeetrinken unter römischen Bögen. Noch weiter Richtung Süden begannen die zahlreichen Thermalbäder, Anziehungspunkte nicht nur für Italiener, sondern auch viele Ausländer, zum Erholen und Kuren.

Würde man hier in Richtung Abano Terme abfahren, würde es nicht lange dauern, bis man die Colli Euganei erblickte. An diese bizarre, abstrakt schöne Landschaft mit urplötzlich aus der flachen Ebene wachsenden Waldhügeln kuschelten sich verträumte Orte, rings um sie herum zogen sich die Hanggärten der Winzereien. Eine einzigartige Gegend nah an der Adriaküste, von Wasser und Pinien geprägt.

Obwohl Nadja es nie gesehen hatte, stand ihr die Landschaft abseits der Autobahn lebhaft vor Augen. Ein früherer Freund von ihr, der stets heimwehkranke Marco aus Monteortone, hatte ihr oftmals plastisch geschildert, woher er stammte. Sie hatten sich auf der Journalistenschule kennengelernt, an der Marco ein Auslandsjahr verbringen und seine Deutschkenntnisse vervollkommen wollte. Er hatte es aber nur ein halbes Jahr ertragen, dann zog es ihn wieder nach Hause. Mit der deutschen Lebensart wusste er nichts anzufangen, obwohl er Nadja sehr mochte und ihr Verhältnis von Zärtlichkeit und Frohsinn geprägt war. Nadja hatte gebeten, dass Marco ihr seine Heimat zeigte, aber alles, was sie davon zu sehen und zu schmecken bekam, war der unvergleichliche San-Daniele-Schinken. Er war um vieles edler, milder und geschmackvoller als der gewohnte Parma, den Marcos Mutter jede Woche mit einem langen Brief – Schlusssatz: »Wann kommst du heim?« – schickte.

»Ja, wir besuchen mal meine Heimat«, hatte Marco ein Dutzend Mal versprochen und war schließlich gefahren – allein. Zurück aus Italien kam nur eine Karte: »Tut mir leid, bella, aber ich bleibe hier. Ich umarme und küsse dich, und immer wenn ich Pinienhonig esse, werde ich an dich denken.« Nadja ging davon aus, dass seine neue Freundin bereits jegliche Vorräte an Pinienhonig in Marcos Haushalt vernichtet hatte. Sie selbst aß ihn immer noch gern, und manchmal dachte sie dabei schmunzelnd an Marco.

»Hal-looo!«, machte der rotbemützte Igel erneut auf sich aufmerksam. »Sagt mir mal jemand was zu Venedig?«

»Venedig«, begann Fabio Oreso, »ist eine Lagunenstadt.«

Unwillkürlich setzte sich Nadja gerade hin und hörte aufmerksam zu. Die Stimme ihres Vaters klang schön, sehr sonor, und er machte sich mit seinen wei-

ßen Haaren und dem ebenfalls weißen, kurzen Bart gut als Lehrer. Er war dreiundsechzig Jahre alt und mit seinen einsfünfundachtzig ein großer, stattlicher Mann von lässig-eleganter Art. Nadja war durchaus stolz auf ihn und zeigte sich mit ihrem attraktiven Vater gern in einem der Münchner Szene-Lokale. Natürlich glaubte ihnen nie jemand, dass sie Vater und Tochter waren, und das bereitete beiden gleichermaßen Vergnügen.

»Es begann so um fünfhundert nach Christus, als die Veneter vor den Hunnen und Langobarden in die Lagune flohen. Auf den Schutz des Römischen Reiches konnten sie nicht mehr bauen, also versuchten sie es auf unsicherem Untergrund. Eine ungewöhnliche, wenn nicht unvernünftige Strategie, die jedoch funktionierte. Im Schutz der Sümpfe, Salzseen und Kanäle errichteten sie eine Ortschaft nach der anderen. Dreihundert Jahre später verbanden die Veneter Dutzende kleiner Inseln mit Brücken und Millionen von Holzpfählen, die sie in den schlammigen Untergrund gerammt hatten. Das daraus entstehende siebeneinhalb Quadratkilometer große Stadtgebiet existiert heute noch als Venedig, mit dreitausend Gassen, hundert Plätzen, hundertfünfzig Kanälen und über vierhundert Brücken.«

»Uih«, machte Pirx beeindruckt. »Gibt's viele solcher Städte?«

»Nein, so wie diese gibt es nur eine«, antwortete Fabio leise, und Nadja erschrak ein wenig über seinen ungewöhnlich traurigen Unterton. Der Vater war sonst immer ausgeglichen, meist gut gelaunt und lächelnd. Sie hatte niemals erlebt, dass er den Mut verloren oder sich einer tiefen Melancholie hingegeben hätte. »Venedig war einst der mächtigste Stadtstaat der menschlichen Welt und einer der reichsten. Schillernde Persönlichkeiten machten ihn zudem über die Jahrhunderte als kulturelles Ziel berühmt.«

»Aber die Stadt vergreist«, gab Nadja das Wissen preis, das sie recherchiert hatte. »Es gibt nur noch etwa siebzigtausend Einwohner, weil die jungen Leute keine Arbeit mehr finden. Außerdem bietet das Festland mehr Freizeit- und Vergnügungsaktivitäten. Und das Meer holt sich nach und nach zurück, was die Menschen ihm entrissen haben. In den vergangenen zwanzig Jahren ist der Boden um zehn Zentimeter abgesackt, und jedes neue Hochwasser lässt mehr abbröckeln. Viele Häuser sind nicht mehr zu renovieren und werden an standfestere Gebäude geklammert.«

»Einsam wird es dort trotzdem nicht, denn jedes Jahr kommen zehn Millionen Touristen«, fuhr Fabio fort. »Die Stadt ist ein interaktives Museum, das vom Glanz der vergangenen Pracht und Reichtum träumt. Jedes Haus ist ein Denkmal, und die Touristen erleben die Venezianer live bei der Arbeit und in der Freizeit.« Es war deutlich zu hören, dass er bewegt war. Ihn verband mit der Stadt offensichtlich weit mehr als die familiären Wurzeln seiner verstorbenen Frau.

»Fabio, bist du Venezianer?«, fragte Rian.

»Ja.«

Nadja hätte gern gefragt, warum er nie mit ihr hingefahren war. Warum er erst jetzt erzählt hatte, dass die Familie in Venedig ein Haus besaß, offenbar schon seit Generationen. Aber sicher würde das gewohnte Schweigen darauf folgen. Sie presste die Lippen aufeinander und war einen Moment lang wütend, doch dann entschied sie sich, dass sie die Vergangenheit ruhen lassen sollte, bis sich die passende Gelegenheit zur Aufklärung ergab. Jetzt, an diesem herrlichen Novembertag, wollte sie sich auf Venedig freuen.

Von Mestre aus fuhren sie über die Autobahnbrücke, die den stolzen Namen »Ponte della Libertà« trug, zum Parkplatz der Piazzale Roma. Nadja konnte von hier aus einen ersten Blick auf die Lagunen-

stadt werfen, und ihr Herz pochte aufgeregt. Genau so, wie es in allen Dokumentationen und Bildbänden gezeigt wurde, präsentierte sich Venedig vor ihren Augen. Mitten aus dem Wasser erhoben sich die Häuser wie gewachsen, größtenteils halb verfallen, doch mit prächtigen Fassaden, in Weiß und Gelb, vorwiegend jedoch Rosa in allen Schattierungen. Orientalische Einflüsse fanden sich zuhauf; neben manchen römischen Bögen und Säulen zeigten sich fein geschwungene arabische Spitzbogenfenster in abgesetztem Weiß vor dunklerem Grund. Aber es gab auch barocke Kirchen und gotische Prachtbauten. Nadja fuhr das Fenster herunter und hatte schon zehn digitale Bilder verschossen, noch bevor der Wagen die Brücke verließ.

Auf dem Parkplatz herrschte dichtes Gedränge, aber Fabio störte sich nicht daran. Er schlängelte sich mit dem Alfa rücksichtslos durch und sauste in eine gerade frei gewordene Lücke, auf die schon mehrere andere Wagen warteten, deren Fahrer nun das Nachsehen hatten. Die Wartenden fluchten, schimpften und schienen zu überlegen, ob sie aussteigen und Fabio eins auf die Nase geben sollten; allerdings hätte das den Alfa nicht aus der Lücke gebracht, und für alle wäre sowieso kein Platz gewesen. Also hinnehmen und weiterfahren. Das vermittelte Fabio ihnen lautstark durchs geöffnete Fenster, mit fuchtelndem Arm und autoritärer Stimme, die deutlich machte, dass er hier der Platzhirsch war und keine Nebenbuhler duldete.

Trotzdem ließ sich einer nicht beeindrucken. Der Mann fasste sich offenbar als Parkplatzwächter auf, denn er trug eine dunkelblaue, schlecht sitzende Uniform. Mit gewichtigen Schritten stapfte er auf den Alfa zu und wedelte drohend mit dem rechten Zeigefinger. »Das können Sie nicht machen!«

»Was kann ich nicht machen?«, fragte Fabio verwundert.

»Hier parken!«

»Aber Sie sehen doch, dass ich es kann.«

»Sie haben sich rücksichtslos vorgedrängt, und ...«

Fabio beugte sich ein wenig aus dem Fenster. »Es ist«, sagte er mit sanfter, zugleich eindringlicher Stimme, »mein Platz.«

Nadja machte sich ganz klein und tat so, als wäre sie blind und taub.

Der Wächter hielt kurz inne. Dann sank sein Finger herab. »Natürlich, Signore«, sagte er mit völlig veränderter Tonlage. »Einen schönen Tag wünsche ich.« Er drehte sich um und ging. Kurz darauf erklang seine Trillerpfeife, und er dirigierte gesten- und wortreich einige Wagen um.

Nadja glaubte, sich verhöhnt zu haben. Wie hatte ihr Vater das gemacht? Genau, wie sie es bei den Elfen erlebt hatte! Zumindest wusste sie jetzt, woher sie das Talent hatte, sich überall reinzuschmuggeln. »Rian«, flüsterte sie, »du hast meinen Vater ausgetauscht, stimmt's?«

So hatte sie ihn noch nie erlebt, und sie wusste nicht, ob sie erstaunt, empört oder belustigt sein sollte. Es schien, als habe die Überquerung des Brennerpasses, die Grenze zwischen Norden und Süden, einen Anzug von Fabio gestreift und nun kam darunter ein anderer Mann zum Vorschein; wie ein Verwandlungskünstler.

Pirx kicherte und klatschte in die Händchen. »Du kennst aber viele Schimpfwörter!«, bemerkte der Pixie bewundernd.

Fabio grinste breit. »Du übertreibst«, sagte er geschmeichelt.

Nadja starrte derweil entgeistert auf die Gebührentafel. »Weißt du, was der Platz hier pro Stunde kostet? Dafür kriegen wir ein Hotel!«

»Das wir nicht brauchen, weil wir in unserem eigenen Haus übernachten – und wenn ich in Venedig

bin, soll es auch mein Auto sein. Ich parke doch nicht auf dem Festland wie jeder gewöhnliche Tourist.«

»Aha. Nun, es ist dein Geld.« Irgendwie hatte Nadja das Gefühl, als habe Fabio überhaupt nicht vor, auch nur einen Cent fürs Parken zu bezahlen.

Als sie ausstiegen, schlug ihnen ein zwitscherndes Stimmengewirr entgegen, wie von Spatzen in einem Wildrosenbusch im Herbst. Das singende Italienisch war hier durchsetzt mit dem Spanischen, das zudem ganz eigenen Regeln folgte. Wie polternd, schwer und dumpf klang dagegen das Deutsche, weit entfernt. Eben nach jenseits der Alpen, nah an den Norden gerückt, mit beißender Kälte im Winter und vielen dunklen Tagen. Gerade an diesem Ort fiel deutlich auf, wie sehr eine Sprache auch der Lebens- und Gangart ihrer Region und ihrer Sprecher angepasst war.

Was für ein krasser Gegensatz, dachte Nadja fasziniert. Sie fühlte sich sofort wohl inmitten des quirligen Treibens. Jeder Einheimische schien ganz genau zu wissen, wohin er wollte und warum. Dazwischen bewegten sich Touristen, mit aufgefalteten Stadtplänen, die sie nach links und rechts und auf den Kopf drehten, und sich dabei ratlos umsahen. Nadja hörte Wortfetzen auf Deutsch, Englisch, Japanisch und dergleichen mehr.

Drei professionelle Kofferträger stürzten sich auf die Neuankömmlinge. Ihre Augen leuchteten zusehends auf, als sie die vielen Gepäckstücke sahen, die aus einem Kofferraum zutage gefördert wurden, in dem sie nach den Gesetzen der Physik unmöglich hätten Platz finden können. Nadja war sicher, dass Rian beim Verladen mit Elfenzauber nachgeholfen hatte. Die Elfin hatte bestimmt einen Schrumpfungstrick angewendet, denn sie wollte partout auf keinen einzigen Koffer verzichten, nachdem sie vor

der Abreise in München noch shoppen gewesen war.

Fabio hatte ihr beigebracht, dass das Geld auf ihrem Konto nichts wert war, wenn sie es nicht in schöne Dinge umsetzte, und so waren die beiden einen ganzen Nachmittag unterwegs gewesen und mit vielen Tüten und glänzenden Augen zurückgekehrt. Da war Nadja das erste Mal eifersüchtig gewesen, mit ihr war Fabio noch nie einkaufen gegangen.

Ihr Vater hörte sich die Angebote der drei Träger an und begann sie gegeneinander auszuspielen, bis zwei handgreiflich aufeinander losgingen und der dritte daraufhin den Zuschlag erhielt. Mit einer Anzahlung und der Auflage, sich auf Abstand zu halten und kein Verkaufsgeschwätz von sich zu geben, folgte er der kleinen Gruppe.

Als sie an einem Kiosk vorbeikamen, blieb Nadja kurz stehen. Eine alte Dame suchte offensichtlich nach einer bestimmten Zeitung, schaute und rätselte. Dann wandte sie sich an den jungen Mann im Fenster, der eingerahmt war von bunten Magazinen. Sie berichteten von Britney Spears' und Paris Hiltons neuesten Eskapaden. Nadja sah auch eine nahezu weltweit vertretene deutsche Tageszeitung, der man höchstens in Katmandu entgehen konnte und die mit reißerischen Fotos und Verhaltenstipps vor dem ausgerissenen Kaiman Otto (drei Jahre alt, etwa ein Meter zwanzig lang) warnte. Aus anderer Quelle wusste Nadja, dass Otto lediglich einmal einen nächtlichen Spaziergang an der Leine mit seinem Herrchen unternommen und dabei einen Fußgänger durch lautes Quaken erschreckt hatte. Das war schon einige Wochen her und interessierte hier in Venedig gewiss niemanden.

Die alte Dame fragte gerade wortreich nach ihrer Lieblingszeitung: »Scusi, ich weiß nicht, ob ich es übersehe, aber ich glaube, meine Zeitung ist nicht da. Wissen Sie, ich kaufe sie jede Woche ...« Fröhlich sin-

gend trat der junge Mann aus seinem Kabuff, fand das Gesuchte mit zwei geübten Griffen und überreichte der Kundin die Zeitung mit vollendeter Galanterie und einem strahlenden Lächeln. »Aber das ist doch gar kein Problem, Signora, wir haben alles da. Sehen Sie sich nur um; vielleicht finden Sie noch eine weitere Zeitung, die Ihnen gefällt ...«

Das war es, was Nadja an der italienischen Art mochte: Sie war umständlich und weitschweifig, stets gleichermaßen lebendig wie lebhaft. Viele Worte und viele Gesten. Selbst die einfachste Frage wurde nicht konkret gestellt, und noch weniger konkret beantwortet: »Sagen Sie, finden Sie nicht, dass es hier ein wenig zieht? Wäre es wohl möglich, das Fenster zu schließen, wenn es Ihnen nichts ausmacht?« – »Ja, gewiss, es ist ein wenig zugig, ich werde versuchen, es zu schließen. Das mache ich doch gern.« Ein Überbleibsel aus dem Lateinischen, in dem es kein kurzes »Ja« oder »Nein« gab, sondern eine Bestätigung oder Ablehnung der Frage, indem sie wiederholt wurde.

Selbst in der Business-Stadt Mailand, in der Nadja bereits wegen zwei Reportagen gewesen war, fand sich Zeit für blumige Konversation. Dank des gleichfalls stark mit »Könnte ich bitte ... ich hätte gern ... ich möchte ...« geprägten Münchner Dialekts, mit dem sie aufgewachsen war, hatte Nadja keinerlei Schwierigkeit, sich an die sprachlichen Eigenheiten Italiens anzupassen. Diese Ausdrucksweise verwies auf eine Gangart, die bei aller Eile immer noch ein wenig Zeit übrig hatte und keine Hektik zuließ. Außer man musste den Bus oder Zug erreichen. Da gab es keine Rücksicht, vor allem seitens der Männer. Von Galanterie keine Spur mehr; wäre die Titanic vollbesetzt mit Italienern gewesen, hätten vermutlich die Männer als Erste im Rettungsboot gesessen.

»Es gefällt mir hier«, stellte Rian fest, und Nadja nickte lächelnd.

»Keine stinkenden Autos, die einen rücksichtslos über den Haufen fahren«, wisperte Pirx, und selbst Grog klammerte sich nicht wie üblich panisch an Rians Bein, sondern wackelte mit fröhlichem Gesicht neben Fabio her.

Zwangsweise war in Venedig die Lebensart anders, denn die Gassen und Brücken waren eng, man musste die Wege zu Fuß oder über Wasser zurücklegen. Das teilte sich sofort durch die vorherrschende Stimmung mit, die gelassen und heiter war. Natürlich lag das auch an diesem Sonnentag, an der späten Jahreszeit und den daraus resultierenden nachlassenden Besucherströmen.

»Das ist anders als Paris, was?« Fabio schmunzelte.

Die Elfenprinzessin nickte. »Nicht so mondän, aber trotzdem stolz und alt, hell und dunkel zugleich.«

»Gut erkannt. Das Flair dieser Stadt lässt sich mit keinem anderen vergleichen.«

»Das glaube ich gern. Als ob Elfen das Fundament gelegt hätten«, stellte Grog fest.

»Wäre das möglich?«, fragte Nadja erstaunt.

»Sicher«, antwortete Rian. »Einige alte Menschenstädte wurden mit der Hilfe der Elfen gegründet.« In ihren veilchenblauen Augen spiegelte sich der Novemberhimmel und verlieh ihnen eine besondere Leuchtkraft.

Nadja dachte bei sich, dass auch ein angehefteter Schatten nichts nutzte – in diesem Moment sah die Elfe genau so aus, wie man sich ein unsterbliches Wesen der Anderswelt vorstellte. Ätherisch, schmal, eine leicht goldgebräunte, makellose Haut, und auf moderne Art verwegene weißblonde Strubbelhaare. Wegen ihrer hohen Absätze und ihres beschwingten Gangs fiel allerdings nie auf, dass Rians Füße den Boden nicht berührten, und auf Schatten, die manchmal vergaßen, sich fließend an die Lichtverhältnisse

anzupassen, achteten Menschen ohnehin nicht. Die Passanten sahen Rian zwar fasziniert, doch keineswegs ungebührlich lang an. Die natürliche Aura der Distanz, welche die Prinzessin umgab, ließ das nicht zu. *Wenn sie alle wüssten*, dachte Nadja vernügt und war stolz darauf, dass sie die Wahrheit kannte.

»Wann warst du zuletzt hier?«, stellte Rian Fabio endlich die Frage, auf deren Antwort Nadja schon lange wartete.

»Es ist Jahrzehnte her«, sagte Fabio und wich allen weiteren Fragen aus, indem er Richtung Anleger beschleunigte.

Nadja machte sich auf einiges gefasst. Ab und zu sah sie sich nach dem Kofferträger um, der brav mit seiner beladenen Karre hinterherdackelte und vertraut den Blick auf Rian gerichtet hielt.

Fabio steuerte nach einem kurzen Rundumblick auf den Anleger eines gelben Taxiboots zu. Der dazugehörige Mann lehnte gelangweilt an einem Stützpfeiler. Als er merkte, dass jemand direkt auf ihn zuing, kam sofort Leben in ihn, und er lächelte zuvorkommend.

»Sollte ich das nicht besser machen?«, murmelte Rian Nadja zu. Nadja zögerte; die Szene auf dem Parkplatz war ihr noch gut in Erinnerung.

Fabio war ohnehin bereits mitten in der Verhandlung. Aus der Entfernung sah es für Nadja aus, als werde die Diskussion zusehends hitziger, vermutlich würden sich die beiden Männer gleich an die Gurgel gehen. Ihre Arme ruderten wild, die Augen sprühten geradezu Feuer, und sie schrien sich immer lauter an. Von den Umstehenden achtete allerdings keiner auf sie, bis auf Pirx, der begeistert herumhüpfte. Grog hielt sich bei Rian und schüttelte brummend den Kopf. Er stammte aus kälteren Gegenden, wo sich das Temperament nicht derart öffentlich entfaltete; zumindest verstand Nadja ihn so.

»Rian, vielleicht solltest du ...«, fing Nadja besorgt an, als Fabio sich plötzlich abwandte und fröhlich grinsend zurückkam. Er sah auf einmal zehn Jahre jünger aus.

»Was für ein Glücksfall!«, verkündete er. »Rico kennt das Haus, stellt euch vor, seine Tante hat da bis vor einem halben Jahr gewohnt.«

»Ich dachte, ihr bringt euch um«, sagte Nadja fassungslos.

»Warum das denn?«, fragte Fabio. »Wir verstehen uns glänzend! Wir sind beide alte Venezianer, deswegen hat es so lange gedauert, tut mir leid. Man gerät leicht ins Schwärmen.« Er winkte dem Kofferträger, der ächzend die Utensilien ins Taxi lud und nach Entgegennahme der Restzahlung mit einem kurzen höflichen Gruß verschwand.

»Wegen des Preises«, meinte Nadja.

Fabio winkte ab. »Unverschämte, ja. Das Übliche. Ich habe ihn auf ein vernünftiges Maß heruntergehandelt.«

Sie kletterten nacheinander in das Boot. Fabio lenkte Rico ab, während Rian und Nadja umständlich Grog hineinhalfen, was das Taxi ins Schwanken brachte. Der alte Kobold kauerte sich an die Wandung, klammerte sich am Rand fest und schloss die Augen.

»Er mag Boote nicht, glaube ich«, wisperte Pirx. »Komisch, er stammt doch aus Schottland.« Gleich darauf, als das Taxi im Fahrwasser der Vaporetti schwankend den Canal Grande entlangfuhr, hing er selbst über der Reling und spie zum Erbarmen. Anschließend lehnte er sich sterbenselend und jammernd an Grog, der stocksteif, mit weiterhin geschlossenen Augen dahockte.

»Ich glaube, da werden wir ein Problem kriegen«, fand Nadja besorgt.

»Die gewöhnen sich schon daran«, Rian stand aufrecht und genoss die kühle Brise. »Salzluft«, rief sie.

»Und Fisch!« Lachend warf sie den Kopf hoch und erschreckte eine Möwe, die nachsehen wollte, ob das Boot Abfall über Bord warf. Schrill pfeifend drehte der große weiße Vogel ab. »Und die Schreie der Möwen. So ist es auch bei uns zu Hause! Ich habe das Meer einmal gesehen und nie vergessen. Die Sehnsucht danach vergeht nicht, sie steckt uns im Blut. Vor allem bei David und mir, denn unser Vater Fanmór kam einen weiten Weg übers Meer.«

»Wir stammen alle aus dem Meer«, murmelte Nadja.

Aber Rian hatte recht. Sie *waren* in einer anderen, fremden Welt. Die Häuser, die im Wasser standen, die vielen Brücken. Keine Autos, kein Stau, sondern Wasserstraßen, Transportschiffe, kleine Flitzer, Fischer, und über allem die Novembersonne, hoch über dem Tor zum Meer hinaus. Hier gab es keine Grenzen, engen Mauern, Einfriedungen. Ein paar Kanäle entlang, und schon war man draußen in der unendlichen Weite, fernab von allem Weltlichen. Venedig war der Grenzhafen zur Freiheit dort draußen, wo man sich nur noch gegen Naturgewalten stemmen musste. Nicht umsonst machten sich immer wieder Weltumsegler auf den Weg dort hinaus.

Nadja allerdings fand die Vorstellung der Freiheit zwar schön, käme aber niemals auf die Idee, so einen Trip zur Selbstfindung, der für sie nichts anderes war als Eskapismus, zu unternehmen.

Sie sah zu Rian, die sich inzwischen still abgekehrt hingesetzt hatte. Ein völlig abrupter Stimmungswechsel. Himmelhoch jauchzend – zu Tode betrübt, ohne Übergang. Dass sie sich der Stimmung so geöffnet hatte, hatte wohl auch den Schmerz über den Grund ihrer Reise und das Heimweh aufgewühlt.

Nadja setzte sich zu ihr und ergriff ihre Hand. »Wir werden David finden«, sagte sie sanft. »Und dann geht ihr nach Hause.«

»Ich glaube, es geht ihm nicht gut.« Rian war blass und den Tränen nah. Pirx und Grog war vermutlich nach Sterben zumute; sie kletterten abwechselnd über die Reling und würgten. Fanmór hatte zwar den Auftrag gegeben, dass die Zwillinge und ihre Begleiter erst zurückkehren durften, wenn sie den Quell der Unsterblichkeit ausfindig gemacht hatten. Aber Nadja empfand mehr denn je Wut gegenüber diesem offensichtlich gedankenlosen Herrscher, ausgerechnet diese vier in die Menschenwelt zu schicken. David hatte von Anfang an unter starkem Heimweh gelitten, aber nun war es auch bei Rian und den Kobolden soweit. Der Anblick von Venedig hatte ihnen den Rest gegeben.

In gewisser Weise konnte Nadja das nachvollziehen; sie selbst war einerseits voller Freude, spürte aber auch gleichzeitig die versteckte Wehmut, die so manches verfallene Haus verströmte. Rians Bemerkung über David trug nicht gerade dazu bei, ihre Stimmung aufzubessern.

Fabio merkte von all dem nichts, er unterhielt sich lebhaft mit dem Bootsführer. Nadja fragte sich, wie er das schaffte: jahrzehntelang die Stadt, sogar jedes Wort darüber zu meiden und jetzt so begeistert zu sein.

Das Taxi bog in den Rio di San Degola ab, und dann ging es durch verwinkelte stille Kanäle. Hoch türmten sich ohne seitliche Wege die Gebäudemauern auf wie in einer Schlucht und sperrten die Sonne aus. Sie passierten eine etwas breitere Fahrrinne mit Geländerweg und hübscher weiß-rosa gemauerter Brücke, dann ging es in einen weiteren schmalen Kanal, und sie erreichten den Rio di San Zuane. Zumindest behauptete das der Bootsführer. Der Mann stellte den Motor ab, und das Boot trieb an ein vierstöckiges, barock anmutendes Gebäude heran, das sich mit seiner Sandfarbe von den umgebenden rosa und gelben Bauten abhob.

Von Struktur und Schönheit her war es einst ein Palazzo. Das Erdgeschoss und der erste Stock hatten knapp übereinanderliegende Fenster. Ursprünglich war es wohl ein Wassergeschoss gewesen, bis eine Zwischendecke eingezogen wurde. Darüber, im dritten und vierten Stockwerk, befanden sich gleich zwei *piano nobile* für die Familie mit zwei großen Balkonen, die von Bogenfenstern und Säulen umrahmt wurden. Die Balkone waren gemauert, mit ebenfalls gemauerter, geschwungener, fein strukturierter Brüstung. So könnte in einer venezianischen Variante der Tragödie Julias Balkon ausgesehen haben, von dem aus sie Romeos Liebeschwüre empfing. Das normalerweise darüberliegende Mezzanin für die Dienstboten fehlte. Die beiden unteren Etagen mit ihren rötlichen Ziegeln sahen neu aufgemauert aus. Eine Bogeneinfahrt in der Mitte stellte den Anlegeplatz für ein Boot dar.

Gegenüber dem Gebäude lag als malerischer Ausblick ein kleiner Palazzo mit einem ummauerten Garten, über den Magnolien, Lärchen und Oleander hinausragten. Die Mauern waren mit Klematis und anderen blühenden Kletterpflanzen überwuchert, die sogar jetzt im November noch vereinzelt blasslila Blüten trugen.

Nadjas Vater stand straff aufgerichtet da und betrachtete schweigend das Haus.

Es war wunderschön, doch sterbend. Die rechte Seite war bereits ans Nachbarhaus geklammert worden. Das übernächste Haus war glatt gemauert und von fröhlichem Ockergelb, mit Wäscheleinen und hängenden Geranien. Nicht so hübsch, aber lebendig.

Der Bootsführer deutete auf das altherwürdige Gebäude, zweifelsohne das älteste in dieser Reihe. »La Ca' d'Oreso«, sagte er.

»Gibt ... es etwa nur über den Kanal einen Zugang?«, fragte Nadja erschrocken.

»No, Signorina. Auf der anderen Seite befindet sich ein paar Schritte entfernt die Calle del Magazen. Gute Geschäfte, gute Lage. Ein großartiges Haus, ich gratuliere Ihnen.« Er ließ das Taxi halb in die Einfahrt treiben, befestigte das Ankerseil an der Landestelle und wuchtete die Koffer auf die schmale Eingangstreppe. Währenddessen schafften Nadja und Rian die beiden Koboide von Bord und Fabio kramte nach dem Geld.

Dann standen sie vor dem Hintereingang, ein wenig unschlüssig und unsicher. In Nadja stritten die Gefühle. Sie freute sich überschwenglich, vor einem alten Familienerbstück zu stehen, empfand aber auch heiße Wut über ihren Vater. Das emotionale Pendel schlug permanent von einer Seite zur anderen bis zum Anschlag aus. Nadjas Puls raste, und sie atmete kurz und knapp. In ihr Leben traten nun ständig Veränderungen, auf die sie keinen Einfluss hatte. Das war einerseits aufregend, andererseits beängstigend.

»Dann wollen wir mal!«, rief Pirx schließlich, hangelte sich bis zum Türdrücker hoch und schnippte mit den dünnen Fingern. Die Tür schwang knarrend nach innen auf. Fabio betrat das Gebäude als Erster, gefolgt von Nadja und Rian. Grog schleppte ächzend Koffer und stauchte den Pixie zusammen, ihm gefälligst zu helfen.

»Finster«, stellte Nadja fest. Seltsamerweise roch es nicht unangenehm, nur ein wenig muffig und verstaubt, etwas feucht natürlich, aber ansonsten fast wie in einem Museum.

Fabio öffnete nacheinander die grünen Läden; die Decke war wirklich sehr niedrig. Hier unten sowie im Zwischenstock fanden sich nur Wirtschaftsräume, Vorratslager, Rumpelkammern und dergleichen mehr. Überall hingen Spinnweben, dicker Staub lag auf alten Möbeln und Regalen und jede Menge Kram, der sich im Lauf der Jahrzehnte angesammelt

hatte. Ein Paradies für Kinder, zum Stöbern und Geheimnisse aufdecken.

Über eine schmale Treppe ging es nach oben ins eigentliche Wohnhaus. Hier öffnete sich eine großzügige Empfangshalle mit einer breiten Treppe ins letzte Stockwerk und vielen Türen ringsum. Gegenüber lag der Haupteingang, mit schwerer, von kunstvoll gedrechselten Holzsäulen umrahmter Eichentür. Fabio ging voran in den Hauptwohnraum, dessen Tür als einzige offenstand, und öffnete auch dort die Fenster und Läden. Die alte Luft strömte mit einem befreiten Seufzen hinaus, und im Gegenzug fiel Sonnenlicht herein.

»Das ist ja eingerichtet!«, rief Rian entzückt.

Auch Nadja sah sich staunend um. Die Möbel waren ein wenig viktorianisch, ein wenig Barock, vermischt mit Moderne. Rote Samtpolster, bunte Teppiche, schiefe Sekretäre und Sideboards, aber aus edlem Holz, mit fein geschnitzten Verzierungen. Der niedrige Tisch hatte eine völlig zerkratzte Glasplatte, aber einen golden lackierten Rahmen und geschwungene Füße. An der Wand hingen Ölbilder mit verschiedenen Landschaften, scheußlich bunt und ohne jegliche Berücksichtigung von Perspektiven. Ein paar Heilige durften nicht fehlen. Von der Decke herab hingen Kristalllüster mit bunten Blüten aus echtem Muranoglas.

Eine einzige Geschmacksverirrung, aber so typisch italienisch, dass Nadja gerührt war. Ein großer Bogen führte ins Esszimmer, wo ein riesiger Eichentisch mit acht großen, schweren Stühlen stand. Die Stühle hatten hohe, geschwungene Lehnen und dicke Lederpolster. Von dort aus ging es in die Küche, durch eine weitere Tür in die Speisekammer. Gegenüber dem Essbereich teilte sich der großzügige Hauptraum in Büro und Bibliothek auf, deren Regale nahezu vollständig leer waren. Auch dort wiesen weitere Türen auf andere Räume.

»Die Möbel«, erklärte Fabio, »stammen zum Teil aus dem Nachlass, zum Teil sind es Hinterlassenschaften der ehemaligen Mieter. Ich hätte nicht geglaubt, dass tatsächlich bis zu unserer Ankunft alles da ist.«

Pirx sauste begeistert die Treppe herunter. »Ich war schon oben!«, rief er. »Schlafzimmer für alle, und zwei Bäder! Alles eingerichtet! Sogar neue Bettwäsche ist da, und Handtücher, Seife, das ganze Zeug!«

Nadja betrachtete ihren Vater misstrauisch. »Hast du nicht nur das Haus, sondern auch Bargeld geerbt?« Fabio Oreso war nicht arm, aber einfach so aus dem Ärmel schütteln konnte er das Geld auch nicht.

»Kann man so sagen«, brummte er.

Nadja stieß den Atem zischend aus. Der Zeitpunkt war nicht mehr fern, an dem ihre Zurückhaltung endete. Der Ballon ihrer Geduld hatte die größtmögliche Ausdehnung erreicht. Noch ein wenig mehr Luft, und er würde platzen. Aber sie zwang sich zur Ruhe. *Nicht vor den Elfen*, nahm sie sich fest vor. In den nächsten Tagen würde sich eine Gelegenheit ergeben, sich unter vier Augen mit ihrem Vater auseinanderzusetzen.

»Sogar der Kühlschrank ist gefüllt!«, jubelte Pirx aus der Küche. Gleich darauf kam er geräuschvoll schmatzend mit einem Milchglas zurück. Von Übelkeit keine Spur mehr.

Grog stemmte die Hände in die Seiten und sah sich um. »Ich werde mich dann an die Arbeit machen. Putzen und auspacken. Und du hilfst mir, Pirx!«

»Och, menno ... wir sind doch gerade erst ... autsch!« Der Igel verzog das Gesicht, als Grog ihn am langen, haarigen und spitzen Ohr packte und mit sich zog.

»Such dir dein Zimmer aus, Nadja«, sagte Fabio. »Wir verteilen uns dann auf die restlichen. Ich glaube, es gibt genug Auswahl.«

»Sehen wir es uns gemeinsam an«, schlug sie vor.

Die Holzterappe knarzte, als sie nebeneinander nach oben stiegen. An den Klebekanten und von der Decke löste sich die bunte Seidentapete, manche Stellen waren unsachgemäß ausgebessert worden, und in den Winkeln hatten sich durch feuchtes Mauerwerk Stockflecken gebildet. Die Stufen waren ausgetreten vom vielen Auf und Ab. Nadja kam sich vor wie im Film, und jeden Moment erwartete sie, dass sich irgendwo eine Falltür auftat, Poltergeister auftauchten oder ein Lüster von der Decke fiel.

Wenigstens funktionierte die Heizung, es war angenehm warm. Das brachte sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. »Wen hast du damit beauftragt, alles für unsere Ankunft vorzubereiten?«

»Den Nachlassverwalter, der zugleich die Rechtsstreitigkeit vor Gericht vertreten hat. Er ist ebenfalls ein Oreso, aber aus einem weit entfernten Zweig.«

»Scheint eine ziemlich große Familie zu sein.«

»Ja, und sehr alt.«

Nadja dachte nach. »Aber wenn es von Vorfahren meiner Mutter stammt, wieso heißt es dann Ca' d'Oreso?«

»Julias Mutter bekam das Haus als Mitgift«, antwortete Fabio. »Es war eine Tradition der Familie, dass nur weibliche Nachkommen eines bestimmten venezianischen Zweigs das Haus erbten. Der erste, der das ursprüngliche Haus in Besitz nahm und zu diesem hier ausbaute, war ein Oreso, und so blieb es über die Generationen hinweg immer bei dem Namen.«

Julia. Der Name von Nadjas Mutter, die gestorben war, als Nadja noch ein Baby gewesen war. Nadja hatte nichts von ihr, keine Fotografie, nicht einmal einen Namen auf einem Grab. In all den Jahren hatte Fabio den Namen seiner Frau höchstens fünfmal genannt.

»Aber wenn du das Haus bekommen hast,

wurde mit der Tradition gebrochen«, wandte Nadja ein.

»Nicht ganz«, sagte Fabio vorsichtig. »Offen gestanden, habe ich es nicht richtig geerbt. Julia hat mir zwar alles hinterlassen, insofern gehörte auch der Rechtsstreit dazu. Was das Haus betrifft, ist in meinem Fall aber ein Legat, eine Verfügung, daran geknüpft.«

Nadja blieb auf dem vorletzten Treppenabsatz stehen. »Redest du von mir?«, fragte sie ungläubig. »Vergiss es! Ich will das Haus nicht. Nicht auf diese Weise, außerdem habe ich damit nur einen Klotz am Bein, ganz abgesehen davon, dass ich es mir nicht leisten kann.«

»Darüber werden wir noch reden.« Fabio hob beschwichtigend die Hände. »Sieh dich erst mal um, leb dich ein und gewöhn dich daran.«

Nadja spürte, wie ihre Nase zu jucken anfang; das geschah immer, wenn sie zutiefst empört war. »Du hast vielleicht Nerven«, zischte sie ihren Vater an. »Was bildest du dir eigentlich ein, wie du mit mir umspringen kannst? Ich bin kein Kind mehr, das deiner Willkür ausgeliefert ist!«

Zornig wandte sie sich ab und stampfte die letzten beiden Stufen hinauf, stieß die Tür zum erstbesten Zimmer auf und ging hinein. »Wir sprechen uns noch!«, schrie sie auf den Gang hinaus, bevor sie die Tür zuschmetterte.